

Was rettet in diesen Zeiten der Pandemie?

Was rettet uns in diesen Zeiten der Kontaktbeschränkung, wie wir sie erleben müssen? Was ist wichtig, wenn ich mancher gespürten Deprimierung etwas entgegensetzen will? Was gibt Halt? Ich möchte von drei Dingen berichten, die mir aufgegangen sind.

Ein Erstes: Einen klaren Blick behalten auf das, was ist. Die aktuelle Covid-19-Pandemie ist weder ein Krieg, noch hat sie mit Schuld, Rache, Strafe oder Verschwörung zu tun. Pandemien gibt es, seit es Menschen gibt. Ein Virus lässt sich heute einfach nicht mehr kontinental begrenzen. Die Pandemie fordert die Medizin, die Politik, die Wirtschaft, die Psychologie, ja letztlich uns alle auf ganz neue Weise heraus. Und die Theologie? Die Rede von Gott? Es kann im Ernst keine theologische Deutung einer Pandemie geben. Auch in der ökologischsten und gerechtesten Welt wird es Pandemien geben. Als Theologe, als Christ habe ich keine andere Antwort als die, die der Mann Hiob in der Bibel hat. Es erschließt sich mir nicht, warum die Welt so ist, wie sie ist, warum die einen ein hartes Schicksal trifft und die anderen von allem Unheil verschont bleiben. Ich klage und muss protestieren gegen so viel Leiden und Ungerechtigkeit. Aber schlussendlich finde ich keine Antwort, warum Unrecht, Krankheit und Leiden die einen trifft und die anderen nicht.

Ein Zweites, was rettet: Zuversicht finden - Hoffnung und Vertrauen. Mir ist neu bewusstgeworden: Mit allen Sorgen, Gedanken und Bemühungen kann ich mein Leben um keinen einzigen Tag verlängern. Ich kann mich zwar zu schützen suchen, aber ich kann z.B. nicht „machen“, dass mich das Virus nicht befällt. Deshalb: Ich brauche Zuspruch: Ich brauche die Zusage, dass mein Leben und anderer Leben gehalten ist trotz Krankheit und Tod, in Angst und Sorge, dass auch ein bitteres, selbst das verlorenste – und ein viel zu früh beendetes Leben nicht umsonst gewesen sind. Das gäbe Zuversicht, mich nicht ausliefern zu müssen. Diese Zuversicht finde ich aber nicht im Modus des Wissens, sondern allein im Modus der Hoffnung. Deshalb: Für mich ist wichtig der Glaube an einen Gott, der mich nicht vor der Gefahr rettet, sondern der in der Gefahr mit mir ist; der nicht vor dem Tod bewahrt, sondern mich im Tod bewahren wird. Darauf wäre zu setzen – entschieden.

Ein Drittes sehe ich, was mich rettet: Es ist die Solidarität mit denen, die am gefährdetsten sind, am verletzlichsten und mit denen, die durch die sozialen Netze zu fallen drohen. Für mich ist dies die ursprünglichste und höchste Form von Gottesdienst: die Nächstenliebe. Und dieser Gottesdienst ist derzeit besonders gefragt! Er wird von sehr vielen Menschen, von Glaubenden wie Nichtglaubenden gefeiert, von all den Menschen, die Not lindern, die Zuspruch geben: den Alten, den Kranken, den jungen Familien und Nachbarn, von den Ärzten, den Altenpflegern und Krankenpflegerinnen, von den Menschen in den Gesundheitsämtern, Kindergärten und den vielen freiwillig Mitarbeitenden in Initiativen.

Sich um andere zu sorgen, sich für andere zu verausgaben, sich mit anderen zu verbinden, von anderen zu lernen, alles einzusetzen, was man hat und es teilen – das ist es, was am Ende, nach dieser Pandemie, heraussticht.

„Liebe deinen Nächsten, er ist wie du“

Heute erinnern wir in vielen Städten an die Reichspogromnacht. Vor 82 Jahren am 9. November 1938 fielen deutsche Nazis über die jüdischen Mitbürger und Mitbürgerinnen her. Der Weg Richtung Holocaust war eingeschlagen. Es ist wichtig, daran zu erinnern, damit es uns nicht die Zukunft kostet.

Im dritten Buch der Bibel, im Buch Levitikus, steht ein wesentlicher Satz: „Liebe deinen Nächsten - wie dich selbst“. Wir kennen diesen Satz auch aus anderen Bibelstellen, haben ihn alle irgendwann gehört. Er ist eingeflossen in unsere abendländische Tradition. Martin Buber und Franz Rosenzweig, zwei wichtige Bibel-Übersetzer, übersetzen wohl richtiger: „Liebe deinen Nächsten, er ist wie du“. Damit wird deutlicher: Es geht nicht darum, die Liebe zu sich selbst zum Maßstab der Nächstenliebe zu machen. Die Israeliten sollten daran erinnert werden, dass der Nächste – egal ob Freund oder Feind – wesensgleich mit ihnen selber ist. Der Grund der Liebe und der Grund für die Achtung jedes anderen Menschen ist demnach nichts anderes als die Gleichheit aller Menschen.

Man kann, man darf also -biblisch besehen- einen Menschen, einen Feind, nicht ohne weiteres töten oder vernichten. Denn: „Er ist wie du“ – oder: „Das bist du selbst!“ Man müsste also zunächst erklären, wenn man einen Menschen töten will, dass er nicht wie man selber ist.

Als die Nazis Juden, Behinderte und Homosexuelle, Sinti und Roma vernichteten, haben sie das nicht einfach nur getan. Sie haben sich und andere darauf vorbereitet, indem sie diesen Menschengruppen abwertende Bezeichnungen gegeben haben, mit denen sie aussagten: „Sie sind nicht wie wir!“ Sie haben die Juden „Parasiten und Schmeißfliegen“ genannt, die Kranken „Minusvarianten“, Lesben und Schwule „Schädlinge am Volkskörper“.

Es gibt die Grundeinsicht der Bibel, eine Grundüberzeugung vom ersten bis zum letzten Kapitel – und die heißt: Der Mensch, der neben dir lebt, ist wie du. Wenn man ihn mit dem Messer sticht, blutet er wie du. Sein Blut ist rot wie das deinige. Er weint Tränen wie du, wenn er Schmerzen hat. Er ist der Freude und des Glücks fähig - wie du selber. Er muss sterben - genau wie du. Darum behandle ihn, wie du selber behandelt werden willst; denn er ist dir gleich. Die Goldene Regel der Bibel!

Der Dichter Erich Fried wurde einmal gefragt, wie er einen Neonazi beschreiben würde. Er, der Jude, antwortete: „Ein Neonazi ist ein Mensch, der unter Zahnschmerzen leiden kann wie ich selber; der Liebeskummer haben kann wie ich selber und der weinen kann wie ich selber.“ Gewiss hat Erich Fried noch einiges andere gesagt, aber zunächst hat er die Gleichheit eines solchen Menschen mit sich selber festgestellt. Diese Erkenntnis ist die eigentliche Tötungshemmung. Darum die vielfältige Erinnerung der Bibel: Dein Nächster ist wie du. Darum liebe ihn, darum erkenne ihm die Lebensrechte nicht ab, darum achte seine Andersheit. Versuche nicht, seine Eigenheit an deiner zu messen. Lass seine Fremdheit unberührt. Behandle ihn, wie du selber behandelt werden willst.

„Nichts ist schwer – sind wir nur leicht“

„Nichts ist schwer – sind wir nur leicht!“ Dieser Kalenderspruch geht mir nicht aus dem Sinn. - Aber sich alles ermäßigen und leichtmachen, ist kein Weg. Wie also diese Leichtigkeit des Seins realisieren?

Sich an den Schwierigkeiten und dem Schweren des Lebens einfach vorbeizudrücken, das geht wohl nicht. Es kommt doch immer, wie es kommt.

Es steckt eine Wahrheit in diesem Spruch: Nichts ist schwer – sind wir nur leicht!

Wenn wir nämlich mit uns selbst und allem im Reinen sind, dann wird selbst das Schwerste leicht, mindestens verträglich. Es gilt eben, *den springenden Punkt* zu finden, so etwas wie die verborgene Mitte, die alles zentriert und im Vielerlei doch Einheit schafft. „Nichts ist schwer – sind wir nur leicht“: das hieße dann: etwas zu finden, was mich trägt, was meinem Leben Halt gibt, mich Stimmigkeit erfahren lässt.

Wer kennt sie nicht – diese Sehnsucht, ganz und stimmig zu sein. Wie ein Notruf wird sie lebendig in Zeiten von Hektik und Stress. Wenn es öde zugeht oder langweilig wird, ist stets das Wissen da, dass es eigentlich anders sein könnte und sollte. Der Wunsch, mit sich selbst und allem im Reinen zu sein, scheint uns tief eingeschrieben. Selbst wenn wir uns zu Tode amüsieren, steht wie in Spiegelschrift diese Sehnsucht im Raum, heil und ganz zu werden. Das heißt ja nicht, gleich vom Paradies zu träumen oder sich aus dieser Welt und ihren Widersprüchen heraus zu schleichen. Nein, ganz im Gegenteil: mitten im Alltäglichen doch stimmig sein, authentisch und ganz – das wäre es. Aber wie schwer ist das, bei sich zu bleiben und zu sich zu kommen? Denn: Wer bin ich überhaupt und wo gehöre ich hin?

Sehnsucht und Verzweiflung – sie sind das Alphabet, in dem vom Glauben gesprochen wird. Immer geht es um Versöhnung, um Wiedervereinigung, um Sammlung des Entzweiten und Entfremdeten – um die Versöhnung z.B. von Leib und Seele, von Geist und Körper, von oben und unten, von rechts und links...

Bei Paulus im Philipperbrief in der Bibel finde ich: „Ich habe gelernt, mich in jeder Lage zurecht zu finden. Ich weiß, Entbehrungen zu ertragen, ich kann im Überfluss leben. In jedes und alles bin ich eingeweiht: in Sattsein und Hungern, Überfluss und Entbehrung. Alles vermag ich durch Ihn, Gott, der mir Kraft gibt.“ (Phil 4,11-14)

Johann Sebastian Bach: „Ad Maiorem Dei Gloriam“

Haben Sie das schon gewusst? Johann Sebastian Bach unterzeichnete alle seine Kompositionen immer mit vier Buchstaben: „A.M.D.G.“ – das war die Abkürzung für „*Ad Maiorem Dei Gloriam*“. „*Zur größeren Ehre Gottes*“ – heißt das aus dem Lateinischen übersetzt. Wie kommt Bach dazu, seine Kompositionen mit diesen vier Buchstaben zu beenden?

Er lebte mit einem Zuspruch. Er erfuhr sich auf einem Grund stehend. Er wusste sich getragen, geliebt und angenommen - von seinem Gott – und dies unbedingt, gratis, umsonst. Und das ist ja auch in seiner Musik, in seinen Werken zu spüren. Er lebte aus einem Vertrauen und einer Zuversicht. Wie können wir dazu einen Zugang bekommen? Ich will einen Versuch wagen:

Kein Mensch kommt auf die Welt ohne die unstillbare Sehnsucht, in der Liebe eines anderen zu hören und zu erfahren, dass er – unbedingt – erwünscht ist. Nur wenn er das hört, wird er dem Leben trauen. Nur so wird er zur Liebe fähig sein und Vertrauen und Mut bekommen.

Wenn ich Vertrauen und Liebe erfahre, kann ich mutig ins Leben gehen. Wir Menschen wachsen von außen nach innen; wir lernen uns verstehen von außen – von der Kraft und Liebe unserer Mütter und Väter, von der Kraft und Liebe unserer Brüder und Schwestern. Welcher Mensch weiß völlig aus sich allein heraus, dass es gut ist, dass er da ist, dass etwas Wesentliches fehlen würde, wenn er nicht da wäre?

In diese existentielle Situation hinein spricht der christliche Glaube. Er steht und fällt damit, dass ich mir - von außen, immer vermittelt durch andere Menschen - von Jesu Gott her zusagen lasse, was ich mir selbst nicht sagen kann, was ich so schwer nur zu glauben wage und wonach ich mich doch so sehr sehne: dass ich mit allem, was ich faktisch bin, anerkannt und gutgeheißen bin und es bleibe. „*Er hat uns zuerst geliebt!*“ sagt die Bibel (1 Joh 4,19). Ich darf mir im Bewusstsein meiner Grenzen und meiner völligen Zufälligkeit und Hinfälligkeit zugesagt sein lassen, dass ich unbedingt erwünscht und mit Würde ausgestattet bin. Meine Würde und mein Heil hängen nicht von meinen Aktiva und Passiva ab. „*Amor ergo sum.*“ *Ich bin geliebt – von Gott, also bin ich.*

Das ist der Dreh- und Angelpunkt. Völlig unverdient und absolut wohltuend darf ich diese „frohe Botschaft“ hören. Wo ich dieser Botschaft traue, da kann ich mein Leben in einem anderen Licht sehen, da bin und werde ich ein Christ, eine Christin. Das Dunkle wird nicht sofort hell, die Dinge ändern sich nicht sofort zum Besseren, aber ich kann sie eben anders ansehen lernen.

Das ist es, was Glauben im Kern ausmacht: auf dieses andere Licht zu setzen, sich zu entscheiden, den Zuspruch hören zu wollen: „Du bist unbedingt geliebt, Du bist geliebter Mensch – ohne Wenn und Aber.“ Glauben ist Leben mit solchem Zuspruch. Der *Glaube kommt vom Hören*, sagt Paulus. Es braucht also offene Ohren und unsere Entscheidung, mit diesem Zuspruch leben zu wollen. Bachs vier Buchstaben waren seine Antwort auf diesen Zuspruch: Alles: *Ad Maiorem dei gloriam* – Alles: *Zur größeren Ehre Gottes*. „A.M.D.G.“

Raimon Panikkar: „Das Göttliche in allem“

Er lebte zurückgezogen in den Bergen Spaniens, wurde über neunzig Jahre alt und war katholischer Priester. Ein gesuchter Gesprächspartner von hochrangigen Politikern und ein Freund des Dalai Lama. Einer der großen Grenzgänger zwischen Asien und Europa, unterwegs in der ganzen Welt. Sein Name: Raimon Panikkar. Seine Mutter war eine Spanierin und katholisch, sein Vater ein Inder und Hindu. Er: ein Pionier des interreligiösen Gesprächs.

„Das Göttliche in allem“ – heißt der Titel eines seiner Bücher im Deutschen.“ Das Göttliche in allem“ - das ist gleichzeitig Erfahrung und Programm.

Religionen erinnern daran, dass ich als Mensch alles andere als ein Zufallsprodukt der Evolution bin. Der Mensch ist eingebunden in eine größere Wirklichkeit. Es ist wie mit der Luft, die ich ein- und ausatme: sie ist außerhalb meiner selbst, von mir nicht zu machen, einfach da und absolut lebensnotwendig. Ich kann sie nicht sehen, aber ich spüre hautnah, wie sehr sie da ist und wie sehr ich sie brauche. Wo religiöse Menschen „Gott“ sagen, da meinen sie genau diese Dimension der Wirklichkeit: größer als all mein Vorstellen und Denken, mir selbst so nah wie die Luft, die ich einatme; mir näher als ich mir meistens selbst. „Das Göttliche in allem!“

Raimon Panikkar findet das Göttliche in der Liebe, im anderen Menschen und in der Freude, aber auch im Leid und im Bösen:

Er erfährt das Göttliche in der LIEBE: Sie ist nicht zu machen, nicht zu leisten, nicht zu verdienen – sondern einfach da.

Er entdeckt das Göttliche im Gegenüber, im DU. Er schreibt: *„Ich möchte, dass du durch mich noch mehr du wirst, jedenfalls kein einfaches Abbild von mir selbst; und ich bitte dich, dass ich durch dich noch mehr ich werde – und wenn wir uns so neu entdecken, umso schöner“*. Lässt sich besser ausdrücken, was „dieses Göttliche in allem“ meint?

Und dann die FREUDE, in der ich dem Göttlichen begegnen kann: jubilierend, ekstatisch. Wer außer sich vor Freude ist, erahnt das Geheimnis und erkennt, dass er es bewohnen kann.

Auch im LEID und dem BÖSEN findet Panikkar Spuren des Göttlichen. Das Leben läuft ja nicht immer positiv. Wenn alles wirklich göttlich ist – so Panikkar – dann gilt das auch für die Abgründe, in die ich gerate. Deshalb bleiben Vergebung und Versöhnung so wichtig.

„Das Göttliche in allem“ - Gott in allem suchen und finden. Damit meint Raimon Panikkar buchstäblich alles: im Denken, im Reden, im Fühlen - im Arbeiten, im Lieben, in der Ruhe - alles kann Ausdruck liebevoller Zuvorkommenheit sein, alles birgt eine Chance, mit Gott in Verbindung zu treten.

Meister Eckhart: „Ich brauche dich, weil ich dich liebe!“

Er gehört zu den größten Theologen der Christenheit. Und er ist überzeugt: Gott sucht leidenschaftlich nach den Menschen, und Gott will in und durch den Menschen in die Welt kommen. Meister Eckhart, der große Mystiker, gestorben fast 70-jährig im Jahre 1328, ist heute noch hochaktuell!

Eckhart sagt: *„Gott braucht den Menschen nicht! Aber er will seiner bedürfen! Er kann nicht anders!“* Gott bindet sich an uns Menschen, so wie Liebende zueinander sagen: *„Ich brauche dich, weil ich dich liebe!“* Gereifte, gewachsene Liebe durch Nullpunkte hindurch!

Eckhart als Seelsorger und Begleiter weiß genau: Bei den meisten Menschen ist es oft andersherum. Ebenso wie in der Liebe wollen sie in ihrer Beziehung zu Gott – unbewusst – nicht reifen, nicht erwachsen werden. Sie wollen einen Gott, von dem sie kriegen, was sie brauchen. Und sie lieben ihn, weil sie ihn brauchen - für Trost und Lebenshilfe.

Eckhart im Original: *„Manche Leute wollen Gott mit den Augen ansehen, mit denen sie eine Kuh ansehen, und wollen Gott lieben, wie sie eine Kuh lieben. Die liebst du wegen der Milch und des Käses und deines eigenen Nutzens; ... solche Leute lieben Gott nicht recht, sondern sie lieben ihren Eigennutz.“*

Solche Leute – so der große Theologe – wollen unbewusst „religiöse Säuglinge“ bleiben. Erwachsener Glaube aber ist etwas völlig Anderes. Er hat zu tun mit der Fähigkeit, Beziehungen einzugehen und Verantwortung zu übernehmen, mit Konfliktbereitschaft, Lebensmut und eigenem Standpunkt.

Ich habe mir vorgenommen, mich von kindlichen Gottesbildern und Selbstbildern abzunabeln. Es ist wie beim Säugling, der die Entwöhnung von der Mutterbrust bestehen muss. Es braucht die Entwöhnung vom „Milch-gebenden Gott“! Ich muss mich verabschieden von einem Gott, dem ich nur eine Chance einräume, wenn er mir etwas geben kann, mir etwas bringt! Eckhart nennt dies das *„Ledig werden seiner selbst und aller Dinge“*. Und er meint damit: *„Überwinde alle Eigensucht!“*

Meister Eckhart will den selbstbewussten, erwachsenen Christen, der sich binden kann und dauerhafte Beziehungen eingeht - auch mit Gott. Seine Erkenntnis: *Wer Gott um seiner selbst willen liebt, der will nichts mehr von Gott; er verzweckt Gott nicht mehr und „lutscht“ ihn nicht mehr aus.*

Erwachsener Glaube ist so zwecklos, so absichtslos, so entgegenkommend, wie es eben Liebe ist: nicht zu machen, nicht zu leisten, nicht zu verdienen – einfach da.

Den Tagen mehr Leben geben

„Man kann dem Leben nicht mehr Tage geben, aber den Tagen mehr Leben.“ – Eine Kalenderweisheit! Und sie stimmt!

In der Tat: wir kennen die Kündigungsfrist unseres Lebens nicht; und unser Leben im Kern zu verlängern, das liegt außerhalb unseres Vermögens.

Das Leben können wir nicht besitzen wie einen Ring oder ein Haus. Wir sind in unser Leben hinein geboren. Wir haben nicht die geringste Erinnerung an den Augenblick unserer Geburt. Alle anderen um uns wussten viel früher als wir selbst, dass es uns gibt. Wir merkten es erst viel später. Nur weil wir immer wieder von den Eltern bei unserem Namen gerufen wurden, sind wir in unser Leben hinein aufgewacht.

Viel zu selten machen wir uns klar, dass es eigentlich etwas sehr Wesentliches ist, bei unserem Namen gerufen zu werden. Dieses Rufen hat uns zu uns selbst gebracht. Wer bin ich denn, wenn mich niemand ruft!?

Die jüdisch-christliche Tradition knüpft genau an dieser Erfahrung an. Sie sagt: Wir sind ins Leben „gerufen“ – nicht von irgendetwas! – sondern von der schöpferischen Liebe – von Gott! Er hat jede und jeden von uns beim Namen gerufen. Das dürfen wir uns zugesagt sein lassen! Mit solcher Zusage zu leben, das heißt glauben.

Und weshalb kann eine solche Zusage *unseren Tagen mehr Leben geben*?

Weil uns eine ganz besondere Würde zugesagt ist. Wir sind weder Zufallsprodukte noch Blindgänger. Jeder Mensch ist ein Original, keiner eine Kopie. Darum zu wissen, kann unseren aufrechten Gang bestärken.

Und deshalb sind Christen mit besonderem Auftrag unterwegs, für Menschenwürde und Menschenrechte einzutreten. Sie haben Widerspruch zu äußern und Widerstand zu leisten, wenn in behinderten Menschen ein Schadensfall gesehen wird, wenn Flüchtlinge als Menschen 2. Klasse angesehen werden und zugelassen wird, dass sie im Meer ertrinken, wenn Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe verfolgt und diffamiert werden, wenn Missbrauch an Körper und Seele geschieht.

Es ist eine Tatsache: Wir selbst können unser Leben besser annehmen, wenn wir angenommen werden von anderen, so wie wir sind, ja wenn uns zugerufen wird: „Es ist gut, dass Du da bist!“ Und dann sind wir frei, es auch andere spüren zu lassen, dass es gut ist, dass sie da sind.

Wenn wir solches hören können – und unsere Ohren nicht verschließen, dann können wir in der Tat unseren Tagen mehr Leben geben.

Klaus Hagedorn, Pastoralreferent i.R., Oldenburg – Email: klaus.hagedorn@posteo.de